IMAGINÄRE KONSTRUKTIONEN UND TRANSPORTABLE IDENTITÄT

Poetik der Kultur der südeuropäischen Migranten

von Beáta Thomka (Pécs)

erschienen in: Wessely, Anna/Kókai, Károly/Péter, Zoltán (Hg.): Habitus, Identität und die exilierten Dispositionen. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 2008, pp. 63-72.

Identitäten. Kulturelle Identität ist ein flexibles Verhältnis zwischen dem Ich und dem Anderen, zwischen der Person und der Gemeinschaft. Dies ermöglicht das Entstehen einer Offenheit und eines Gleichgewichts auf der Basis von Aufnahme und Akzeptanz zwischen der eigenen und der anderen Kultur. Als Inhalt ist sie somit veränderlich, unterliegt einem Wandel und wird vielseitig geprägt: Sie funktioniert als mobiler, dynamischer Identitätsbegriff und ist überhaupt nur als solcher funktionsfähig. Die kulturelle Identität kann man auch als Einstellung oder als Tätigkeit interpretieren. Sie kann nicht mit den Kenntnissen, die man herkunfts- und bildungsbedingt oder während der Entstehung der sprachlichen Kompetenz erwirbt, gleichgesetzt werden, und wird auch durch geopolitische Determinationen nur teilweise beeinträchtigt.[1]

Die Begriffe der sprachlichen, nationalen und kulturellen Identität sind progressiv komplizierter, zumal die Möglichkeit der Freiheit der selbstständigen Entscheidung in der Kategoriereihe zunimmt. Man kann nicht nur zu einer Kultur, sondern auch zu mehreren Kulturkreisen und Wertsystemen gehören, und zwar gleichzeitig oder in jeweils unterschiedlichen Lebensabschnitten. In dieser Hinsicht können die Laufbahn und das Verhalten mitteleuropäischer Schriftsteller als typisch angesehen werden, wie z.B. in Ödön von Horváths Antwort: »Ihre Frage betrifft meine Heimat«, sagte er einmal zu einer Zeitung mit rechtem politischem Profil, die ihm Heimatlosigkeit vorgeworfen hatte.

> »Meine Antwort lautet: Ich wurde in Fiume geboren, lebte in Beograd, Budapest, Pressburg, Wien und München, hatte einen ungarischen Reisepass – obwohl ich meine Heimat nicht kannte.« Horváth erkennt einen Bereich, die deutsche Sprache, an, die er sich aussuchte, indem er sich in Berlin niederließ und 1926 dort zum Schriftsteller wurde.[2]

Ähnlich beschreibt Julia Kristeva ihre »byzantinische Identität«:

> D'origine bulgare, de nationalité française et citoyenne européenne, je me considère comme une intellectuelle cosmopolite parce que j'ai obtenu une reconnaissance américaine, je me sens d'adoption américaine. [...] Je vous l'accorde: byzantine je suis, non seulement parce que Byzance est la mémoire d'une partie importante de cette nouvelle Europe d'où je viens.[3]

Imaginäre Konstruktionen. Besondere Beispiele für *transportable Identität* sind Geschichten von Ein- und Auswanderern. Die Migranten erleben im neuen Milieu einen Sprachwechsel, nicht aber notwendiger Weise auch einen kulturellen Identitätswechsel. Das Festhalten an der Muttersprache ist eine Frage der Entscheidung. Die literaturgeschichtliche Erfahrung besagt, dass sprachliche Kontinuität keine Voraussetzung für den Erhalt der kulturellen Identität darstellt. Der Sprachwechsel war bei Beckett, Ionesco, Cioran, Nabokow, Kundera oder bei Julia Kristeva und Tzvetan Todorov, zwei französischen Theoretikern bulgarischer Abstammung, gleichzeitig auch die Prägung einer neuen künstlerischen/intellektuellen Selbstidentität.

Systeme der Repräsentationen. Beim Zugehörigkeitsbekenntnis kommt es vielmehr auf von sprachlichen Grenzen unabhängige Repräsentationen (religiöse, kulturelle oder kunstbezogene Zeichensysteme) an. Die kulturgeschichtliche Tradition, die aus einem Geflecht von Emblemen, Allusionen, Zitaten, Topoi, Mythen, Symbolen, Bildern und Geschichten entsteht, bildet eine mobile, transportable gemeinsame Basis.[4] Diese Systeme der Repräsentationen funkionieren als ein *konstruierter* imaginärer, geistiger Inhalt und sie tragen Potenzialität in sich. Ein Zeichen, ein Bild, ein Symbol kann nicht als konkretes Objekt aufgefasst werden, sondern stellt eine spezielle Situation bzw. in gewissem Sinne – wie etwa Kunstwerke – die *Möglichkeit der Sinngebung* dar. Die Identifikationsmuster und -modelle, die in der Zugehörigkeit des Individuums zu einer Gemeinschaft eine Rolle spielen, sind ebenfalls konstruiert. Genauso ist das Identitätsbewusstsein konstruiert und nicht konstant. Das narrative und visuelle Element beteiligt sich als potenzieller Sinnträger an der Gestaltung der individuellen und kollektiven Identitätsmodelle: Beide können also als Möglichkeiten, als Situationen verstanden werden. In diesen *imaginären Varianten*

1 Die zeitgenössische kulturtheoretisch bzw. anthropologisch ausgerichtete Identitätsforschung kommt ebenfalls zu ähnlichen Schlussfolgerungen. Cf. u.a.: Fitzgerald, Thomas K.: Metaphors of Identity. A Culture-Communication Dialogue. State Univ. of New York Press: Albany 1993; Narrative and Identity. Studies in Autobiography, Self and Culture. Hg. v. Jens Brockmeier Donal Carbaugh. Amsterdam: Benjamins 2001; De Fina, Anna, Identity in Narrative. A Study of Immigrant Discourse. Amsterdam: Benjamins 2003.

2 B. Sa. [Brigitte Salino]: Un Européen qui se revendiquait »sans pays natal«. In: Le Monde v. 29.11.2003, p. 28.

3 Cf. Kristeva, Julia: Diversité, c'est ma devise. In: http://www.kristeva.fr/Julia_Kristeva/01C943E2-1558-431A-BC2E-68947086212A.html (Zugriffsdatum: 18.03.2008): »Mit bulgarischer Herkunft, französischer Staatsbürgerschaft und als europäische Bürgerin betrachte ich mich als kosmopolitische Intellektuelle, weil ich eine amerikanische Anerkennung errang, ich fühle mich als Wahlamerikanerin. […] Ich bin byzantinisch nicht nur darum, weil Byzanz ein wichtiger Teil des Gedächtnisses dieses neuen Europas ist, woher ich komme.«

4 Cf. Behring, Eva/Barndt, Juliane/Dózsai, Mónika/Kliems, Alfrun: Kulturelle Identität. Zwischen Selbstbehauptung und Akkulturation. In. Behring, Eva et al. (Hg.): Grundbegriffe und Autoren ostmitteleuropäischer Exilliteraturen 1945-1989. Stuttgart: Steiner 2004, pp. 287-348. Im Forschungsteam arbeitete ich selber mit, der Gedanke zeichnete sich als gemeinsame Erfahrung ostmitteleuropäischer Literaturforschungen ab.

erscheinen die speziellen und gemeinschaftlichen Sinngehalte nicht mit einer festgelegten Zusammensetzung, sondern mit variablen Proportionen.

Alternatives Kulturmodell. Die Auseinandersetzung mit Fragen der kulturellen Identität ist in Kanada und Nordamerika angesichts der Zuwanderung von Außen, in Europa infolge der historischen Tatsache der Ein-, Aus- und Umsiedlungen, der Intellektuellendiaspora aus Ex-Jugoslawien und neulich wegen der Öffnung der inneren Grenzen aktuell. Der südeuropäische Exodus hinterließ ein schwer definierbares gemeinsames Erbe. Die Poetik dieser Multikultur wurde in dem einst polyzentrischen Land von Werten, Symbolen und Ideologien, von künstlerischen, geistigen und intellektuellen Erfahrungen geprägt. Innerhalb des aus mehreren Nationen bestehenden Kontextes stellten die (an Budapest, Bukarest oder Bratislava orientierten) Minderheiten in der Woiwodina weitere Mikrokulturen dar. Die geistige und intellektuelle Praxis gestaltete sich anhand von Geschmack, Zielsetzungen, künstlerischer Affinität und ideologischer Nähe. Die sprachlichen Unterschiede fungierten in dieser Kreativität als weitere Motivation, als Plus. Im Rückblick scheint im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts eine gemeinsame Sprache ohne Sprache entstanden zu sein. Gestärkt wird dieses Paradoxon dadurch, dass es sich hierbei trotz des synchronen Zusammenwirkens vieler Sprachen um kein nationales, sondern um ein inoffizielles, polyphones, *alternatives Kulturmodell* handelte.

»Wir leben heute wirklich in einer Zeit ohne Kultur, ohne Geist und ohne Recht auf Schönheit.« Diesen Satz formulierte mein Kollege Dževad Karahasan, einst Universitätsprofessor in Bosnien, Redakteur, Literaturübersetzer und Kritiker, 1995 in Graz im Eröffnungsvortrag der Veranstaltung *Das jugoslawische Labyrinth*.[5] Karahasan überlebte die Belagerung Sarajewos und schloss sich erst danach den Migranten an. Dieser exzellente Intellektuelle mit europäischer Bildung, der zugleich auch auf seinen türkischen Traditionen beharrte, verließ seine zerbombte Wohnung, seine Bibliothek, seine Stadt, um in Österreich und Deutschland Zuflucht zu finden. Nicht von ungefähr schrieb sein Rezensent: »Der bosnische Autor Dževad Karahasan ist wie kein anderer Autor ein Vermittler zwischen orientalischer und okzidentaler Tradition und Kultur.«[6] Verschiedene Ausgaben seiner Werke in Europa, Anerkennungen und Preise markieren seitdem seine Karriere. Meine Generation kann genau wie Karahasan das alternative Erbe bereits als abgeschlossene Erfahrung betrachten. Wenn wir Paul Ricœurs These akzeptieren, wonach das Subjekt eigentlich ein »von kulturellen Symbolen gesteuertes *Ich*« sei, steht die restrospektive Interpretation dieser Symbole und Werte sowohl in aber auch außerhalb von Europa vielen als Aufgabe bevor. Was bleibt von den *imaginären Varianten* (wie etwa von dem anekdotischen und visuellen Gedächtnis, von Prosa-, Bild-, Literatur-, Theater- und Filmerfahrungen) als gemeinsame Bezugsbasis trotz räumlicher, zeitlicher Entfernung erhalten und kann transportiert und transformiert werden? Und was hat eine Generation schon definitiv verloren?

Karahasan sprach in seiner Rede vom Aufhören der *virtuellen gemeinsamen Sprache*:

> Im April 1988 versammelten wir uns hier in Graz, ein Dutzend Schriftsteller, um aus unseren Werken zu lesen und im Rahmen des Symposions *Das jugoslawische Labyrinth* zu diskutieren. Die Kollegen kamen aus Ljubljana, Zagreb, Belgrad, und ich kam aus Sarajevo. Wir sollten Jugoslawien repräsentieren. [...] Wir kommunizierten damals gut miteinander. Ich weiß nicht, ob wir eine oder vier Sprachen gesprochen haben. [...] Ich habe den Eindruck gehabt, wir verstehen uns, und das genügte mir. [...] Die Sprache läßt sich nicht in einem Koffer mit Büchern und in sich selbst mitnehmen, wie es ein eitler Schriftsteller ausdrückte, es ist unmöglich, denn die Sprache ist nicht in uns, sondern wir sind in der Sprache. [...] Und genau deshalb frage ich mich erneut, welche Sprache wir damals gesprochen haben.
> Ich frage mich, weil ich zu wissen befürchte, wie ich schon sagte, was wir damals sprachen, aber heute sprechen wir sicherlich vier verschiedene Sprachen, und zwar vier Sprachen, die erschreckend weit voneinander entfernt sind. [...] Die emotionalen und informativen Werte der frequenzstärksten Wörter der bosnischen und der serbischen Sprachen haben sich voneinander so weit entfernt, daß wir uns tatsächlich nicht mehr verständigen können. [...] Aber wie soll man unsere Sprachen einander näher bringen, solange unsere Erfahrungen so weit voneinander entfernt sind und solange zwischen den Sinninhalten unserer Wörter so tiefe Abgründe klaffen?[7]

Der Literat modelliert die historische Katastrophe von Krieg und Zerstreuung mit einem einzigen Phänomen, mit der unsichtbaren Transformation der Sprache. Er kann von dieser

5 Karahasan, Dževad: Das jugoslawische Labyrinth. In: http://www.kultur.at/3house/verlag/jugo/text/karahasan.rtf (Zugriffsdatum: 18.03.2008).

6 Lainer, Martina: Krieg in Sarajevo und wie er die Menschen verändert.. In: http://www.biblio.at/literatur/rezensionen/details.html (Zugriffsdatum: 18.03.2008).

7 Karahasan 1995.

Erfahrung berichten, ohne sich im eigenen Exil je für den Sprachwechsel entschieden zu haben: Er verfasst seine Werke nach wie vor in bosniakisch-serbischer Regionalsprache. Ferner steht auch fest, dass nicht die serbische Sprache bzw. das Serbische in Bosnien einen Wandel erlebte, sondern dass es das Gewicht der Erfahrungen ist, das die Sprachbenutzer einander radikal gegenüberstellte. Hier muss auch der bedeutende Unterschied betont werden, der zwischen der konservativ nationalistischen Überzeugung, einer von frustrierter Besorgnis um die Sprache gesteuerten Auffassung und dem bereits zitierten Standpunkt besteht. Die Schätzung des sprachlichen Spezifikums im Hintergrund des intellektuellen Verhaltens wie bei Karahasan resultiert aus der befruchtenden Erfahrung interkultureller Beziehungen. Das *Eigene* und das *Fremde* als Sprache und Kultur ergaben in der jüngsten jugoslawischen Geschichte eine Werte schaffende Binarität, wobei die Heterogenität eine geschätzte historische Chance für Vertreter der alternativen Kultur darstellte.

Hier soll ein Gedanke von Danilo Kiš (1935-1989), einem früheren Vertreter der Migration aus dem Süden nach Westen zitiert werden. Seine dynamische Auffassung der kulturellen Identität war bereits mit seiner Geburt begründet: Seine ungarische, jüdische und montengrinisch-serbische Abstammung sowie seine französische und europäische Bildung machten ihn zu einem authentischen Repräsentanten der *mixtura culturalis* und der *mixtura lingualis*.

> Einem aus der Heimat seiner Sprache vertriebenen Schriftsteller bleibt nur diese Sprache als Zeichen seiner Vertreibung. Und er schreibt jetzt in seiner Sprache als der einzige, der um den Preis, den er dafür bezahlt hat, nicht dem »Exil der Syntax« erlegen ist. Denn wenn es ihm gelungen ist, sich der gefährlichen Eindeutigkeit der Neu-Sprache zu entziehen, dann vor allem dank der klaren Erkenntnis, daß man nicht nur mit Worten schreibt, sondern auch mit dem Wesen, mit Ethos und Mythos, mit Erinnerung und Tradition, Kultur, mit dem Elan der sprachlichen Assoziationen, mit allem also, was durch den Automatismus der Sprache zum Schwung der Hand wird (und umgekehrt).[8]

Beide Autoren, Kiš und Karahasan, betonen die Werte des Plus, das intellektuelle Exilanten als eine Art virtuelle geistige Basis in Form des kulturellen Gedächtnisses in den jeweiligen neuen Kontext mitnehmen. Auch Lóránt Czigány, Mitglied der ungarischen 1956-Exilantengruppe in London, erwähnt an einer Stelle, dass diejenigen, die das vollständige Spektrum der Traditionen mit in das neue sprachliche Milieu hinüberretten, auch vorübergehend nicht das Gefühl haben, ihrer ursprünglichen Kultur entrissen worden zu sein.[9] All das bestätigt die Einsicht, dass die aus den Umständen der Geburt oder der Migration resultierende Situation – die Zugehörigkeit zu mehreren Kulturkreisen und Wertsystemen – nicht nur eine Qualität der individuellen Biografie sein kann. Gegebenenfalls ist sie auch für die Kultur eine wertschaffende Chance, die der Vertreter der Diaspora als eigene betrachtet – unabhängig davon, ob es sich um eine regionale-, eine Minderheits- oder eine Exilgemeinschaft handelt.

Während der bereits erwähnten Veranstaltungsreihe in Graz kam es 1998 zum dritten Gespräch, geleitet von Ilma Rakusa. Dabei wurden unter anderem auch Fragen der ehemaligen jugoslawischen Intellektuellendiaspora aufgegriffen. Nun ein Zitat aus der Antwort eines kroatischen Teilnehmers Rada Iveković:

> Diese Diaspora hier, die jugoslawische Diaspora, hat den Krieg verloren. Wir haben den Krieg verloren. Den Krieg gegen den Krieg, den Krieg gegen den Nationalismus und den Krieg für eine gemeinsame Kultur. Manche von uns werden an dieser gemeinsamen Kultur weiterarbeiten. [...] Der Schaden, der dabei entstehen kann, ist nicht unser Schaden, ist nicht der Schaden der sogenannten jugoslawischen Diaspora. Die Verlierer sind hier die geschlossenen, autistischen, herrschaftlichen Regime-»Kulturen«, die uns verlieren. [...] Diaspora ist ein sehr prätentiöses Wort. Für manche von uns ist das eben so gekommen, daß wir uns zufällig außerhalb des Raumes, aus dem wir stammen, befinden, aber in den wir auch teilweise wieder zurückkehren. Das können sie nie verhindern, unseren Kontakt mit unserer ursprünglichen Kultur und Sprache. Das ist die eine Dimension einer Tragödie, einer persönlichen Tragödie, aber auch der allgemeinen Tragödie, die sich ereignet hat. Wahr ist, daß wir alle Zeugen eines allgemeineren Scheiterns sind, eines Scheiterns der Moderne vielleicht, das weit über persönliche Schicksale oder die Schicksale kleiner Nationen am Balkan hinausgeht. In dieser allgemeinen Tragödie, so glaube ich, kann der Schriftsteller auch seinen Sinn finden.[10]

8 Kiš, Danilo: Mitteleuropäische Variationen. Übers. v. Barbara Antkowiak. In: Ders.: Homo poeticus. Gespräche und Essays. Hg. v. Ilma Rakusa. München, Wien: Hanser 1994 (Edition Akzente), pp. 56-78, hier p. 75.

9 Czigány, Lóránt: Van a kimondásnak is értéke [Das Aussprechen hat auch seinen Wert]. In: Erdélyi, Erzsébet/Nobel, Iván: Induljunk tehát: otthonról haza. Budapest: Tárogató Kiadó 1996, p. 13.

10 http://www.kultur.at/3house/verlag/jugo/text/podium03.rtf (Zugriffsdatum: 18.03.2008).

Der abschließende Gedanke dieses erschütternden Lageberichts kann indirekt die folgende Beobachtung bekräftigen: Die Kulturtheorie richtet heutzutage nicht mehr auf homogene Sprach- und nationale Gemeinschaften ihr Augenmerk, sondern auf Diasporas, auf interkulturelle Erscheinungen und auf sprachliche Heterogenität. Somit werden bedeutende Kategorien in den Hintergrund gedrängt, die die nationale und sprachliche Homogenität mit territorialen Einheiten (Staats- und Landesgrenzen) gleichsetzen. Die Einheit und Einsprachigkeit nationaler Traditionen wird durch eine auf Heterogenität und Soziolekten basierende Auffassung der Kultur abgelöst. Auch bei der Feststellung kultureller Identitäten spielen auch jene Eigenschaften eine Rolle, die nur aus der Perspektive der interkulturellen Relationen wahrzunehmen sind. Laut neueren Konklusionen der Kulturtheorie stellen die Klärung von Grenzlinien und Überschneidungen sowie die Ermittlung von gegenseitigen Einwirkungen und distinktiven Merkmalen eine komplizierte, aber besonders notwendige Aufgabe dar.

Prof. Dr. Beáta Thomka, geboren in Debeljaca (Jugoslawien), bis 1990 Professorin für Literaturwissenschaft an der Universität Novi Sad, seitdem Dozenturen an den Universitäten von Budapest und Pécs. Forschungsschwerpunkte: Narratologie, ungarische Literatur nach 1945.
Kontakt: thomka@btk.pte.hu